

Einleitung: Wiederholung

Als am 16. Oktober 2009 das Neue Museum auf der Berliner Museumsinsel eröffnet wurde, wiederholte sich dieses Ereignis zum zweiten Mal in der Geschichte des Gebäudes. Das spätklassizistische Gebäude des Architekten Friedrich August Stüler galt zum Zeitpunkt seiner ersten Eröffnung im Jahr 1859 in bautechnischer und museumsdidaktischer Hinsicht als hoch *modern*. Von wenigen Umbauten abgesehen blieb das Museum bis zu seiner Zerstörung im Zweiten Weltkrieg weitgehend unverändert. Nach Kriegsende waren die unterschiedlich stark zerstörten Gebäudeteile 40 Jahre der Witterung ausgesetzt. Schließlich entbrannte ab dem Jahr 1994 ein Streit darüber, wie mit der Ruine des Neuen Museums umzugehen sei. Die Ernsthaftigkeit und das lang anhaltende Engagement aller Diskutanten deuteten darauf hin, dass nicht nur Fragen des architektonischen Geschmacks erörtert wurden. Zwar galt allen an der Debatte Beteiligten das baukulturelle Erbe als wertvoll und deshalb besonders schützenswert, im *Streit um das Erbe* formierten sich dennoch konkurrierende Diskurse, die in erbitterten Konflikt gerieten. Denn anhand der Frage, wie die einmalige Geschichte des Gebäudes zu beerben sei, schieden sich die Geister. Im Schatten des Erbes bildeten sich so zwei Erbengemeinschaften, die für ihren Umgang mit dem Erbe gleichermaßen in Anspruch nahmen, dass nur dadurch Vergangenheit und Gegenwart auf harmonische Weise in Einklang gebracht würden. Indem sie auf je spezifische Art Vergangenheitsbezüge herstellten und auch in räumlicher Hinsicht zu höchst verschiedenen Deutungen des Neuen Museums gelangten, verbanden sie sich so auch untereinander.

Als am 16. Oktober 2009 das Neue Museum zum zweiten Mal in seiner Geschichte eröffnet wurde, betraten die Gäste erneut ein *modernes* Museumsgebäude, in dem sowohl Räume des 19. Jahrhunderts als auch Spuren der 40-jährigen Verwitterung aufgehoben waren. Unter der Leitung des Architekten David Chipperfield und dem Restaurator Julien Harrap entstand zwischen den Jahren 1999 und 2009 ein Bauwerk, welches sowohl ein partiell restauriertes Museum des 19. Jahrhunderts, eine aufwendig konservierte Ruine als auch ein fraglos modernes Gebäude ist. Die Gegner dieser »ergänzenden Wiederherstellung« sahen darin allerdings eine Verkehrung der ursprünglichen Idee des Architekten Stüler und sprachen von einer vollständigen Zerstörung seines Werkes, die zudem das gesamte Weltkultur-

erbe der Museumsinsel bedrohe. Nur in der originalgetreuen ›Wieder-Holung‹ des Museums des 19. Jahrhunderts sahen sie die Bewahrung des Erbes gewährleistet. Diese erschien nicht nur prinzipiell möglich, sondern hatte geradezu verpflichtenden Charakter, da nur so die Identität des Ortes und der eigenen Geschichte gesichert sei.

* * *

Als am 14. Oktober 2011 das Militärhistorische Museum der Bundeswehr in Dresden eröffnet wurde, wiederholte sich dieses Ereignis bereits zum fünften Mal in der Geschichte des Gebäudes. Im Zentrum der bis 1876 im Norden Dresdens errichteten Albertstadt, welche einst einer der größten militärischen Komplexe Europas war, diente das Gebäude ursprünglich der sächsischen Armee als Waffendepot. Bereits kurze Zeit nach dessen Fertigstellung führten wehrtechnische Veränderungen dazu, dass zentrale Aufbewahrungsorte für Waffen in Form von Arsenalen nicht mehr benötigt wurden. Das Arsenalhauptgebäude, welches dadurch bereits wenige Jahre nach seiner Fertigstellung aus der Zeit gefallen war, wurde fortan als Museum genutzt. Im Zeichen dieses ursprünglichen Anachronismus errichtet, blieb auch die weitere Geschichte des Hauses von historischen Zäsuren geprägt. Allerdings führten die politischen Umbrüche des 20. Jahrhunderts zu einer bemerkenswerten Gleichzeitigkeit von Wandel und Persistenz. Seitdem die Tore des einstigen Arsensals 1889 zunächst für Angehörige des Militärs, ab 1897 auch für Zivilisten geöffnet wurden, um diese an die Triumphe ihrer Herrscher zu erinnern, dient die eindrucksvolle Architektur der Repräsentation militärischen und staatlichen Selbstverständnisses. In kontinuierlicher Diskontinuität wechselten jedoch immer wieder die Akteure dieser Inszenierungen. Sowohl die sächsische Armee im Deutschen Kaiserreich, die Reichswehr in der Weimarer Republik, die Wehrmacht während der Diktatur der Nationalsozialisten als auch die Streitkräfte der Deutschen Demokratischen Republik nutzten das Arsenalhauptgebäude als Bühne nationaler Identitätsstiftung. Obwohl die musealen Selbstbilder der verschiedenen deutschen Armeen immer wieder aus der Zeit fielen, blieb doch die *Funktion* des Gebäudes konstant. Als im Jahr 1994 beschlossen wurde, dem Militärhistorischen Museum auch im Museumswesen der Bundeswehr den Rang eines Leitmuseums zuzuerkennen, begann eine weitere Episode, in der sich sowohl der Gebäudezweck als auch der erneute Wandel seines musealen Ausdrucks auf nunmehr bereits bekannte Weise wiederholten. Anders als im Neuen Museum besteht das *schwierige Erbe* des deutschen Militärs allerdings in den Verheerungen der deutschen Militärgeschichte und dem Menschheitsverbrechen der Shoah. Nicht die kontinuierliche Verbindung, sondern die diskontinuierliche Abgrenzung von der Vergangenheit wurde somit erforderlich, um die Integrität der Bundeswehr zu wahren. Im Rahmen des Umbaus des denkmalgeschützten Arsenalhauptgebäudes sollte deshalb auch »die

architektonische Gestaltung des Hauses neu bestimmt werden« (Konzeptgruppe 2003:28).

Als am 14. Oktober 2011 das Militärlhistorische Museum in Dresden zum fünften Mal in seiner Geschichte eröffnet wurde, durchtrennte nunmehr ein weithin sichtbarer Keil aus Stahl und Beton das spätklassizistische Gebäude. Der Architekt Daniel Libeskind bestimmte mit dieser drastischen und bewusst kontrastierenden baulichen Intervention – wie dies von der Expertenkommission gefordert wurde – die architektonische Gestalt des Hauses *grundlegend* neu. Auch die Gegner dieser Umgestaltung sahen darin die Fundamente einer weiterhin identitätsbildenden Vergangenheit bedroht, weshalb sie von einem »zerstörerischen Eingriff« sprachen und die neue Architektur des Leitmuseums der Bundeswehr als Sinnbild eines »identitären Trümmerfeldes« deuteten.

Abbildung 1: Westliche Fassade des Neuen Museums in Berlin mit James Simon Galerie (links) und Erweiterung der Kolonnaden (rechts) durch David Chipperfield Architects; Abbildung 2: Militärlhistorisches Museum der Bundeswehr in Dresden mit moderner Ergänzung durch den Architekten Daniel Libeskind.



Zu Beginn seiner einflussreichen Studie zum kulturellen Gedächtnis betont Jan Assmann, dass jede Imagination von kollektiver Identität durch Akte des Erinnerns Vergangenheitsbezüge herstellt und diese in Form »kultureller Kontinuierung« in Traditionen verstetigt. Die so stabilisierten Strukturen wirken in doppeltem Sinn »konnektiv«. Denn einerseits verbinden sie – im Hinblick auf die Zeitdimension – Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auf spezifische Art. Andererseits verbinden sie – in Bezug auf die Sozialdimension – auch Personen untereinander zu einer Gruppe (Assmann 1997:16f.). Das Prinzip, das jeder konnektiven Struktur zugrunde liegt, bestehe dabei in der *Wiederholung*.

Eine Wiederholung der Vergangenheit und die bruchlose Konstanz mit ihr wurden allerdings sowohl bei der Umgestaltung des Neuen Museums in Berlin als auch bei der Neugestaltung des Militärlhistorischen Museums in Dresden entschieden

zurückgewiesen. Gerade deshalb sahen die Befürworter einer originalgetreuen Rekonstruktion des Neuen Museums und die Gegner der Umgestaltung des Militärhistorischen Museums die Identität der Gebäude und damit die eigene Geschichte sowie das »eigene Herkommen« bedroht. In diesen Imaginationen von Identität bleiben die bruchlose Konstanz und die zyklische Wiederholung einer weiterhin als verbindlich angesehenen Vergangenheit konstitutiv. Diese steht jedoch nicht für einen chronologisch früheren Zeitpunkt, sondern wird zur Chiffre eines als zeitlos imaginierten Ideals. Dieser positive Referenzpunkt wird im Sinne der Rekonstruktivität des Erinnerns (Halbwachs 1985, Orig. 1925) stets nach Maßgabe der Gegenwart umgeformt, indem die ewig gültigen Orientierungspunkte in der Vergangenheit »wiedergefunden« werden. Dadurch, dass so auch Zukunft bewältigt werden kann, ist diese Form des idealisierenden Vergangenheitsbezuges nicht nur ein retrospektiver Blick zurück, sondern hält auch die prospektive *Hoffnung auf eine bessere Vergangenheit* bereit.

Hoffnungen dieser Art in denen Zukunft nur über den Umweg einer sich zyklisch wiederholenden Vergangenheit erreicht werden kann, wurden sowohl in Berlin als auch in Dresden enttäuscht. Die Appelle an eine idealisierte Vergangenheit verhallten weitgehend ungehört. Die originalgetreue Rekonstruktion des Neuen Museums wurde ausgeschlossen, da auch die historischen Zwischenzeiten als legitimer Teil der Geschichte des Gebäudes anerkannt wurden. Zudem galt es, die gesamte Museumsinsel für zukünftige Aufgaben zu wappnen und somit weiterzuentwickeln, was in den engen Grenzen der Entwürfe des 19. Jahrhunderts kaum realisierbar gewesen wäre. Erschien die Wiederholung der Vergangenheit hier also vor dem Hintergrund gegenwärtiger und zukünftiger Anforderungen inopportun, so stellt eine positive Bezugnahme auf die Vergangenheit im Fall des Leitmuseums der Bundeswehr geradezu eine Gefahr für die moralische Integrität der Institution dar. In den Traditionserlässen wird deshalb an zentraler Stelle festgehalten: »Ein Unrechtsregime, wie das Dritte Reich, kann Tradition nicht begründen.« (BMVg 1982:1, P.6). In der zentralen Dienstvorschrift der Inneren Führung, mit der die Bundeswehr ihr Selbstverständnis kodifiziert, wird aus diesem unverändert übernommenen Passus die folgende Verpflichtung abgeleitet: »Eine *Wiederholung* gilt es für alle Zukunft auszuschließen.« (BMVg 2008:4, P.201, Herv. JK).

Auch um dieser Maxime architektonischen Ausdruck zu verleihen, musste die Gestalt des Leitmuseums der Bundeswehr *grundlegend* neu bestimmt werden. Obwohl das schwierige Erbe des Nationalsozialismus und der Kriegszerstörungen in beiden Fällen gerade nicht annulliert werden durfte, führte dies dennoch nicht dazu, dass keine kontinuierlichen Vergangenheitsbezüge und Imaginationen von Identität hergestellt werden konnten. Auch in den diskursiven Deutungen des Erbes, in denen die Abkehr von der Vergangenheit angestrebt und Wiederholung explizit ausgeschlossen wurde, gelang es, Wiederholungsstrukturen auszubilden und damit »konnektive Strukturen« der Selbstthematisierung zu stabilisieren.

Als am 16. Oktober 2009 die Gäste des Neuen Museums in Berlin ein durch partielle Restaurierung, aufwendige Konservierung und *moderne* Ergänzungen wiederhergestelltes Gebäude betraten, fand eine eineinhalb Dekaden währende Debatte ihr vorläufiges Ende. Obwohl die »ergänzende Wiederherstellung« des Neuen Museums eine Rekonstruktion des Stülerentwurfs des 19. Jahrhunderts ausschloss, argumentierten auch die involvierten Architekten und Denkmalpfleger, dass ihr Umgang mit dem Gebäude im Einklang mit seiner Vergangenheit stehe. Da das Vergangene als unwiederbringlich verloren galt, konnte es nicht wiederholt werden. Gerade weil sich die Vergangenheiten unterschieden und allen aufeinander folgenden Phasen der Gebäudegeschichte historische Bedeutung zuerkannt wurde, sollten sie dokumentiert werden. In der linearen Abfolge der disparaten historischen Spuren wurden Gemeinsamkeiten behauptet, die es erlaubten, das Gebäude entlang allgemeiner Prinzipien neu zu interpretieren. Indem betont wurde, dass auch das ursprüngliche Museum seinerzeit modern war, erschien seine gleichermaßen moderne Ergänzung in Kontinuität mit dem Werk Stülers. Nicht die materielle Wiederholung des Bauwerks des 19. Jahrhunderts, sondern die Interpretation anhand eines zeitlos gültigen Repertoires an Wesensmerkmalen gewährte nunmehr eine »geistige Kontinuität«. Die Vertreter der ergänzenden Wiederherstellung sprachen deshalb nicht von einer Wiederholung, sondern von einer Wiedererweckung im Geiste. Indem der Geist Stülers beschworen wurde, gelang es auch hier, das Erbe so zu deuten, dass eine kontinuierliche Verbindung zwischen Gestern und Heute möglich wurde. Zudem weist auch diese Form der Traditionsbildung in die Zukunft. Obwohl die Verschiedenheit der historischen Phasen anerkannt wird, kann die Geschichte des Hauses fortgeschrieben werden, da prinzipiell auch eine andere Zukunft in die geistige Kontinuität eingereiht werden kann. Indem die Vergangenheit nach Maßgabe der Gegenwart ausgelegt wird, hält auch dieser Modus des Vergangenheitsbezuges eine *Hoffnung auf eine bessere Vergangenheit* bereit. Der Strom der Zeit trennt zwar Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dauerhaft voneinander, jedoch kann er immer wieder durch die Brücke der Interpretation überwunden werden.

Als am 14. Oktober 2011 die spektakuläre Inszenierung einer historischen Zäsur, die nunmehr das Leitmuseum des deutschen Militärs in Dresden durchschneidet, der Öffentlichkeit vorgestellt wurde, deuteten die Akteure der Neugestaltung diese als musealen Ausdruck des Selbstverständnisses der Bundeswehr. Ungeachtet dessen, dass die historische Diskontinuität kontrastreich verräumlicht wurde, gelang es auch, diese so zu thematisieren, dass ebenfalls Wiederholungsstrukturen ausgebildet und Traditionen begründet werden konnten. In der am 20. Juli 2018 von

der Bundesverteidigungsministerin erlassenen Konzeption der Bundeswehr heißt es zwar weiterhin, dass es »[a]ngesichts der Brüche und Zäsuren der deutschen Geschichte« keine »geradlinige deutsche Militärtradition« – und damit keinen linearen Brückenschlag – geben kann. Die Bundeswehr setze sich deshalb »kritisch mit dem Erbe der deutschen Geschichte« auseinander (BMVg 2018a:13), wobei unter der Überschrift »Selbstverständnis« ebenfalls festgestellt wird: »Tradition der Bundeswehr ist eine kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit« (ebd.). Gerade aus den Brüchen und Zäsuren erwachse die Maxime der *kritischen Auseinandersetzung*, die zudem in den Rang einer der Bundeswehr eigentümlichen Tradition erhoben wird. An die Stelle zeitloser Konstanz und geistiger Kontinuität tritt somit anhaltende Kritik. Trotz der zentralen Thematisierung des schwierigen Erbes gelingt es so, eine Wiederholungsstruktur zu etablieren, die ein Gleichbleiben in stetigem Wandel verspricht. Denn Identität wird nunmehr durch andauernde Negation (sprich: Nicht-Identität) stabilisiert. Gerade weil *nie* endgültig gesagt werden kann, wie die Bundeswehr ist, muss *immer wieder* gesagt werden, wie sie nicht mehr ist. Auch die Werte der Kritik und der Wandlungsfähigkeit strahlen in beide Richtungen über die Gegenwart hinaus. Nicht zufällig veröffentlichte die Ministerin die neue Konzeption der Bundeswehr am 20. Juli, wurde damit doch an den Widerstand gegen den Nationalsozialismus erinnert. Die Auflehnung gegen bestehende Strukturen sowie die Fähigkeit zum eigenmächtigen Hinterfragen der Institution werden ebenfalls in der Vergangenheit »wiedergefunden«. Indem die Traditionen schließlich selbst Prozesscharakter annehmen, kann sowohl auf episodische Brüche in der Vergangenheit als auch auf die dynamischen Entwicklungen in der Gegenwart mit einer gleichermaßen dynamischen Form der Traditionsbildung reagiert werden. Wie mit jeder Form kultureller Kontinuierung wird so auch Zukunft bewältigt, denn auch für die Tradition der »kritischen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit« gilt: »Sie verbindet damit Vergangenheit mit der Gegenwart und weist in die Zukunft.« (Ebd.). Auch der *negative* Vergangenheitsbezug, der für das Selbstbild der Bundeswehr verpflichtenden Charakter hat, weist in die Zukunft, indem er die Vergangenheit nach Maßgabe der Gegenwart auslegt; auch er gewährt *Hoffnung auf eine bessere Vergangenheit*, wobei ein Gleichbleiben im Strom der Zeit nun durch anhaltende Kurskorrekturen gewährleistet wird.

* * *

In den zentralen Dokumenten der Bundeswehr, in denen diese ihr Selbstbild kodifiziert, wird die dynamische Form der Traditionsbildung vor den Hintergrund einer sich gleichermaßen dynamisch verändernden Gesellschaft gestellt. In »pluralistischen Gesellschaften« – so eine gängige Formulierung – gerieten vielfältige Überzeugungen, Lebensentwürfe, religiöse und weltanschauliche Bekenntnisse, Meinungen und Interessen in Konflikt (BMVg 2008:7, P.3.5), was dazu führe,

dass historische Ereignisse ihren gesellschaftlich *verbindlichen* Charakter einbüßen (BMVg 1982:1, P.3). Thematisiert wird also explizit die Abnahme sozialer Kohäsionskraft durch eine Pluralisierung von Vergangenheitsbezügen. Damit ist eine Frage von enormer Reichweite aufgeworfen. Wie unter den Bedingungen funktional und kulturell differenzierter Gesellschaften kollektive Selbstbilder aufgebaut werden können und Sozialintegration möglich ist, kann als eine der zentralen Fragen einer Soziologie sozialer Gedächtnisse angesehen werden (Sebald/Weyand 2011). Das Anliegen der vorliegenden Arbeit besteht nun darin, sich dieser allgemeinen Frage über den speziellen Kontext von Museumsdiskursen anzunähern. Obwohl dadurch natürlich keine umfängliche Beantwortung in Aussicht gestellt werden kann, so werden dennoch zwei eng damit verbundene Erkenntnisinteressen verfolgt.

Erstens soll anhand der Analyse der Debatten um die Wiederherstellung des Neuen Museums und der Umgestaltung des Militärhistorischen Museums explorativ erschlossen werden, welche Formen der Imagination kollektiver Identitäten sich im Kontext von Museumsdiskursen empirisch rekonstruieren lassen. Kollektive Identitäten werden dabei als Formen der Selbstthematisierung verstanden (Straub 2016), durch die temporär und partiell Gleichheit (Straub 1998) hergestellt wird. Als dynamische Prozessstrukturen haben diese immer nur vorläufigen Charakter (von Scheve 2019), obwohl sie stets in unterschiedlicher Weise auf Beständigkeit rekurren. Mit dem Begriff Kollektivierung (anstelle von Kollektiv) soll eben diese Prozessualität unterstrichen werden. Da der analytische Zugriff auf der Ebene von Diskursen erfolgte, spreche ich im Kontext dieser Arbeit deshalb von Kollektivierungsdiskursen. Bei der idealtypischen Rekonstruktion verschiedener Kollektivierungsdiskurse möchte ich mich von der These leiten lassen, dass auch in pluralen und sich dynamisch verändernden Gesellschaften weiterhin Vorstellungen kollektiver Identität und die dafür erforderlichen Wiederholungsstrukturen ausgebildet werden können. Entgegen der zuweilen pessimistischen Einschätzung von Gegenwartsdiagnosen, die jenseits von Kompensation und Anomie (Kap. 1) der Existenz stabiler Identitäten wenig Chancen einräumen, erscheint indes fragwürdig, ob unter den Bedingungen ›pluralistischer Gesellschaften‹ auch Prozesse vergemeinschaftender Selbstthematisierung zum Erliegen kommen.

Zweitens möchte ich von der Annahme ausgehen, dass vergangenheitsbezogene Deutungen, mit denen sich Gruppen (temporär und partiell) als einheitlich beschreiben, insbesondere in Bezug auf die gebaute Welt artikuliert werden. Das zweite Erkenntnisinteresse dieser Arbeit zielt deshalb auf die Verbindung zwischen sozialen Gedächtnissen und der sozialen Konstruktion von Räumen. Gerade im Angesicht des baukulturellen Erbes werden vergemeinschaftende Vergangenheitsbezüge hergestellt, die es den Erben erlauben, sich als Gruppe zu imaginieren. Die sinnhafte Deutung des Erbes steht also in engem Bezug zu Imaginationen von Identität. Zudem modifizieren die unterschiedlichen Deutungen des Erbes auch

dieses in seiner jeweiligen räumlichen Bedeutung immer wieder neu. Wie Zeit und Raum jeweils sinnhaft gedeutet werden und in welchem Modus das Verhältnis zwischen Identität und Erbe verhandelt wird, stellt das zweite Erkenntnisinteresse dieser Arbeit dar.

Die von Assmann beschriebenen Dimensionen konnektiver Strukturen verfügen daher nicht nur über eine Zeit- und eine Sozialdimension, sondern ebenfalls über eine Raumdimension. Der Untersuchungsgegenstand der Museen erscheint geradezu prädestiniert, um diesen dreifachen Konnex zwischen (sozialem) Raum, (sozialer) Zeit und (sozialen) Gedächtnissen zu einer Synthese zu führen, da hier in vergemeinschaftender Absicht Vergangenheitsbezüge verräumlicht werden. Mit dem Begriff der Verräumlichung wird also keineswegs nur die materielle Dimension der Architektur bezeichnet, sondern insbesondere auch die unterschiedlichen Arten, wie darauf diskursiv Bezug genommen wird. Da die räumliche Dimension der Kollektivierungsdiskurse den konflikthaften Charakter der Deutung des Erbes verdeutlicht, lassen sich verschiedene Verknüpfungsleistungen rekonstruieren, mit denen Räume sinnhaft zueinander in Beziehung gesetzt werden. Die Modi räumlicher Syntheseleistung (Löw 2012, Orig. 2001) können als Codes der Verräumlichung bezeichnet werden. Mit der Analyse der zeit- und raumkonstitutionellen Verfasstheit der Kollektivierungsdiskurse soll so auch ein Beitrag zur Verbindung zwischen Raumsoziologie und einer Soziologie sozialer Gedächtnisse geleistet werden.

Im ersten Kapitel dieser Arbeit werde ich deshalb anhand einflussreicher Gegenwartsdiagnosen darstellen, worin die raumzeitlichen Herausforderungen für die Imagination kollektiver Selbstbilder bestehen. Anhand des Kategorienpaars Erfahrungsraum und Erwartungshorizont, welches Reinhart Koselleck zur Bestimmung historischer Zeit vorgeschlagen hat, lässt sich darlegen, dass mit dem Auseinandertreten dieser Kategorien Zukunft zunehmend ungewiss wird. Übereinstimmend mit Koselleck attestieren zahlreiche soziologische Gegenwartsdiagnosen einen mit der Zeit voranschreitenden Veränderungskoeffizienten und damit eine Verschärfung dieser Entwicklung. Zwischen retrotopischer Kompensation (Bauman 2017) und individualistischer Anomie (Beck 2015, Orig. 2007) werden der Möglichkeit der Sozialintegration zumeist nur geringe Chancen eingeräumt. Die Frage, ob jenseits davon Formen der Selbstthematisierung denkbar sind, mit denen es gelingt, die ungewissen Erwartungshorizonte und die pluralen Erfahrungsräume der Gegenwart erneut anzunähern, definiert also den allgemeinen Rahmen der Arbeit.

Wenn es stimmt, dass die Geschichte zur Verzeitlichung tendiert und die Erinnerung eine Tendenz zur Verräumlichung aufweist (Borsdorf/Grütter 1999:4), dann wird dies im Kontext von Museen besonders deutlich. Wie ich im zweiten Kapitel zeigen werde, nimmt die Institution des Museums eine Schlüsselrolle bei der selbstvergewissernden Verräumlichung von Vergangenheitsbezügen ein. Die Rede von Museen als »Identitätsfabriken« (Korff/Roth 1990) erscheint unter den plura-

len Erfahrungsräumen und den ungewissen Erwartungshorizonten der deutschen Gegenwartsgesellschaft allerdings fragwürdig. Denn nicht (nur) anhand der architektonischen Repräsentation eines Selbstbildes, sondern (auch) durch die unterschiedlichen diskursiven Rezeptionen der Museen, werden verschiedene Identitätspostulate sichtbar. Nichtsdestotrotz bleiben Museen auch unter diesen Bedingungen ein prädestinierter Untersuchungsgegenstand, wenngleich sich dadurch der Fokus von einer Analyse der Museen hin zu einer Analyse ihrer unterschiedlichen Deutungen verlagert und so anstatt des Erbes die verschiedenen Prozesse des Erbens in den Blick geraten.

Durch Akte des Erinnerns – so eine breit geteilte Annahme – wird Vergangenheit überhaupt erst rekonstruktiv hergestellt. Wird Erben als eine Modalität des Erinnerns verstanden, die einen starken Ortsbezug aufweist, dann wird deutlich, dass auch die Akte des Erbens die Orte, auf die sie sich beziehen, ebenfalls erst in ihrer räumlichen Bedeutung herstellen und anhaltend modifizieren. Die diskursiven Deutungen des baukulturellen Erbes müssen deshalb selbst als kreativ verstanden werden, da sie ihren Gegenstand auf spezifische Weise immer wieder neu hervorbringen. Dies betrifft nicht nur den diachronen Bedeutungswandel, sondern insbesondere die konkurrierenden synchronen Deutungen. Um diese in Bezug auf die gebaute Welt erfassen zu können, werden zwei zentrale Anforderungen an die Methode gestellt, die im dritten Kapitel erörtert werden. Mit der Analyse verschiedener Kollektivierungsdiskurse und ihrer räumlichen Anverwandlung baukulturellen Erbes wird eine Verbindung zum Raum erforderlich. Dies gelingt durch den Übertrag der Wissenssoziologie auf den Kontext der gebauten Welt, wie dies von Silke Steets geleistet wurde. Die Verlagerung des Untersuchungsgegenstandes von der Repräsentation zu unterschiedlichen Rezeptionen erfordert zudem die Möglichkeit, synchrone Wirklichkeitsdeutungen methodisch zu erfassen. Das Forschungsprogramm und der Diskursbegriff der wissenssoziologischen Diskursanalyse, wie sie von Reiner Keller konzeptualisiert wurden, erweisen sich dafür als besonders geeignet. Insbesondere durch die implizite Übernahme einer wissenssoziologischen Hermeneutik wird es möglich, konkurrierende Wissensverhältnisse sowohl im kreativen Handeln als auch im Hinblick auf die Strukturen, auf die dabei Bezug genommen wird – also im Sinne einer doppelten Hermeneutik (Giddens 1988:338) –, zu analysieren.

Werden Diskurse als Komplexe typischer und typisierbarer Aussageereignisse verstanden (Keller 2011), dann können sie anhand ihrer raumzeitlichen Formationsregeln differenziert werden. Dafür wiederum werden Analysekatégorien benötigt, welche ich im vierten Kapitel entwickeln werde. Im Hinblick auf zeitliche Analysekatégorien kann auf ein umfangreiches Repertoire empirisch gehaltvollen Theoriewissens (Kelle/Kluge 2010) zurückgegriffen werden. Für die Analyse der räumlichen Konstruktion gilt dies jedoch nur eingeschränkt. In einer Verbindung der räumlichen Kultursemiotik Juri Lotmans mit aktuellen raumsoziologi-

schen Überlegungen (etwa Löw/Weidenhaus 2017) werden so die Voraussetzungen geschaffen, um verschiedene Modi räumlicher Syntheseleistungen differenzieren zu können. Die unterschiedlichen Logiken der Relationierung von Räumen sollen als Codes der Verräumlichung bezeichnet werden, die sich dann durch die empirische Analyse genauer bestimmen lassen.

Das fünfte Kapitel bildet die empirische Analyse der Debatte um die Wiederherstellung des Neuen Museums. Im Sinne doppelter Hermeneutik werde ich sowohl die strukturellen Aspekte der Baugeschichte als auch die Akteurskonstellation darstellen, um schließlich analysieren zu können, wie diese in unterschiedlichen Rezeptionen sinnhaft gedeutet werden. Im Sinne der empirischen Rahmungen des Gegenstandes wird dabei vor allem auf die Aspekte fokussiert, die durch die Stimmen des Diskurses selbst betont werden. Dies führt dazu, dass die räumlichen Bezüge teilweise über das Neue Museum hinausreichen. Da Relationen zu den umliegenden Gebäuden geknüpft werden – insbesondere zu der James Simon Galerie –, enden die Diskurse keinesfalls an der Museumstür. Die Analyse erlaubt es, anhand der Debatte über die Wiederherstellung des Neuen Museums zwei gleichermaßen positive, aber dennoch konkurrierende Kollektivierungsdiskurse zu rekonstruieren. Obwohl beide Diskurse die gleichen Werte in Anspruch nehmen und sich derselben Begriffe bedienen, werden dennoch geradezu gegensätzliche Wissensverhältnisse etabliert. Dass diese sich nicht an der semantischen Oberfläche, sondern in der Grammatik ihrer Konstruktion unterscheiden, wird anhand ihrer zeitlichen Strukturierung sowie ihrer jeweiligen Codes der Verräumlichung deutlich.

Können im Neuen Museum verschiedene Modi des positiven Vergangenheitsbezuges rekonstruiert werden, stellt der Kollektivierungsdiskurs der Bundeswehr im sechsten Kapitel der Arbeit den für die idealtypische Rekonstruktion raumzeitlicher Kollektivierungsdiskurse vielversprechenden Fall eines *negativen* Vergangenheitsbezugs dar. Anders als in der Debatte des Neuen Museums ergibt sich daraus ein zeitkonstitutionelles Dilemma. Aufgrund der Verheerungen der deutschen Militärgeschichte erscheint ein bruchloser Vergangenheitsbezug nicht möglich. Wie die Akteure der Neugestaltung aber betonen, bedürfen Institutionen wie das Militär dennoch »in besonderer Weise einer aus den Leistungen der Vergangenheit gespeisten Selbstvergewisserung und damit der Identitätsstiftung.« (Konzeptgruppe 2003:31). Besondere Bedeutung erhält deshalb neben der Darstellung der Bau- und Diskursgeschichte die institutionelle Akteurskonstellation. Denn als Dienststelle der Bundeswehr bleibt das Militärhistorische Museum unmittelbar staatlichen Entscheidungsträgern unterstellt, die auch weiterhin ein Identitätsangebot formulieren müssen. Dies führte dazu, dass eine Vielzahl von Dokumenten der Bundeswehr in die Analyse einbezogen wurde. Durch die institutionelle Verbindung ist auch diese Rahmung des Gegenstandes empirisch gedeckt. Gleiches gilt für die Entscheidung, die Ausstellung im Inneren des Gebäudes stärker in die Analyse einzubeziehen. Denn anders als im Neuen Museum nahm der Diskurs oft auf

die grundlegend neue Inszenierung der Exponate Bezug. Obwohl, wie im Neuen Museum, ebenfalls die ablehnenden Stimmen der Gegner der Neugestaltung abgebildet werden, erscheint es sinnvoll, diesen Gegendiskurs vor allem zur besseren Konturierung des Kollektivierungsdiskurses der Bundeswehr und somit als Kontrastfolie zu nutzen.

Im siebten Kapitel werde ich schließlich versuchen, die Ergebnisse der empirischen Analysen zu einer Synthese zu führen. Es soll danach gefragt werden, ob mögliche raumzeitliche Homologien zu anderen Diskursen bestehen. Da dies einer gesonderten empirischen Prüfung bedarf, haben die abschließenden Überlegungen deshalb auch den Charakter eines Ausblicks.

Die vorliegende Arbeit beschreibt damit eine Bewegung vom Ausgangspunkt einiger zeitdiagnostischer Darstellungen, mit der lediglich der allgemeine Kreis der Bedingungen der Moderne dargestellt werden soll. Da sich daran unmittelbar die Frage nach der Konstruktionsmöglichkeit kollektiver Identitäten anschließt (Sebald/Weyand 2011), lässt sich darin ein weiterer Kreis verorten. Innerhalb dieses Kreises wiederum lassen sich die konkreten Fallanalysen der speziellen Diskurse im Kontext von Museen einzeichnen. Da sich diese Diskurskreise nicht-konzentrisch zueinander verhalten, ergeben sich Schnittpunkte, wodurch Rückbindungen der im Speziellen gewonnenen Erkenntnisse auf eine allgemeinere Ebene prinzipiell möglich erscheinen, sich aber aufgrund des engen Untersuchungsrahmens zunächst jedoch bescheiden müssen und einstweilen offen bleiben.

